

Irgendwo dort, im Regen – mein Freund!

Klaus Pocher (2. Preis/D)

...Der Kaiser indes verlieh Guben in einem gefährlichen Jahr, als er sämtliche Städte der Provinz mit einer Strafexpedition überzog, nach einer gestrengen, jedoch glücklichen Revision den Titel „Stadt der Treue“...

Geschichte an sich kennt kein Pathos. Sie läuft mit dem unveränderlichen Ebenmaß der Zeit, die wir zählen und in die wir sie einordnen. Genau genommen ist sie nicht einmal zeitlich. Nein, Geschichte ist ein Raum, in dem sich an verschiedenen Orten Dinge ereignen mit einer Notwendigkeit, die wir lediglich in Kauf nehmen können.

Es ist in Wirklichkeit nicht so, daß sie ruhiger oder bewegter, schöner oder häßlicher und besser oder schlechter wird durch unser Tun. Sie hat schlicht keine Eigenschaften. Kein Mensch ist ein Meister, weil er die Brände der Geschichte überlebte. Keiner ein Versager, wenn er ihnen zum Opfer fiel.

Daher ist die Geschichte den Menschen nichts, denn sie wollen, ja sie brauchen das Pathos, die überschwenglichen Gefühle, die großen Gesten. Kurz und gut: sie brauchen – Geschichten. Geradezu muß man sagen, daß sie Menschen sind, weil sie pathetisch sind. Und das heißt erbärmlich, klein und mit dem Anspruch auf Größe, kaltblütig und ignorant, und zugleich voller Liebe und Weltschmerz. Sie sehen in ihrer kleinen Erlebniswelt immer das Ganze, den Kosmos des Schicksals der Menschheit.

Die Wahrheit über die zufällige Historie einer Stadt ist nicht ihre Geschichte, sondern sind ihre Geschichten. Und hier, in der Stadt unserer Geschichten, wollen wir, ihre Bewohner, etwas ganz Besonderes sehen, etwas Dramatisches, Leidenschaftliches und Schicksalhaftes. Denn hier waren wir es doch, die das Leid erfahren und das Glück erbeutet haben, die die Zeiten gemeistert und der Liebe neue Formen gegeben haben. Aber nun sehen Sie ja, was ich gemeint habe, und noch ehe ich unsere Stadt beim Namen nennen konnte, schwelge ich in der Großartigkeit meines Lebens in ihren Mauern.

Gestern stieß ich bei der Suche nach einem Schrankschlüssel zufällig auf eine Plakette, die seit meinem Umzug vor zwei Jahren verschwunden war. Sie steckte an einem giftgrünen Sakko, das ich aus unbestimmten Gründen noch nicht ausrangiert und statt dessen mit alten Zeitungen, zahlreichen Briefen, Photographien und einem Ziegelstein in einer Kiste verwahrt hatte. Eingehrahmt von der Aufschrift „Eurofest 1997 Guben – Gubin“ zeigt sie die graphische Ansicht eines klassischen Gebäudes, umgeben von üppigen Bäumen in schwarz/weiß und einer Brücke am rechten Rand.

Nun wissen alle Gubener längst, daß es sich hierbei um die Theaterinsel handelt, der das abgebildete Theater durch unglückliche Umstände abhanden gekommen ist. Auf dieser Insel also, die zum polnischen Teil der geteilten Stadt gehört, fand, wie es seit der neuen Zeit üblich war,

auch im Jahre 1997 ein Frühlingsfest statt. Den fröhlichen Besuchern von beiden Seiten aber las man an den Plaketten ihre Verbundenheit und Euphorie ab.

Ich kam mir wie ein heimlicher Beobachter vor, als ich mich ruhelos durch die Menschenansammlungen drängte. In Wirklichkeit suchte ich nach einem Gesicht, das ich kaum zu finden hoffte. Und doch schlug mein Herz höher bei jeder Ähnlichkeit, hatte ich Angst vor meiner Verlegenheit im Falle einer Begegnung. Sie war nicht geplant und kam auch nicht zufällig zustande.

Jahre zuvor war ich ein ebenso heimlicher, wenn auch alleiniger Besucher dieser Insel. Seit die Grenze nach Polen wieder offen war, unternahm ich regelmäßige Streifzüge durch die Straßen Gubins. Ich wollte Wiederentdecker vernachlässigter Orte und Schätze sein und wähnte mich schon erfolgreich, wenn ich nur verbotenes Terrain betrat.

Die Insel war im Frühjahr 90 ein verwuchertes Niemandsland. Sie gehörte zwar zu Gubin, durfte aber, wie ein Verbotsschild auf polnisch warnte, nicht betreten werden, was im Grunde auch unmöglich sein sollte, da offenbar keine Brücke hinüber führte. Allerdings war der klägliche Seitenarm der Neiße, der sie ursprünglich vom Land abtrennte, ausgetrocknet. Also schlich ich, als ich mich unbeobachtet glaubte, die Böschung hinab, durch das leere Flußbett und andererseits wieder hinauf.

Oh, hier atmete ich die schwere Luft bedeutungsvoller Vergangenheit, als ich durch das Unterholz stakste und die spärlichen Reste früher Architektur von nahem sah. In der Nähe des fehlenden Theaters, inmitten des lichten Waldes, lag der Stumpf einer Säule aus Sandstein. Ich zog den Fotostapel aus der Kiste – ich habe damals alles festgehalten – und verglich sie mit der winzigen Abbildung auf der Plakette. Es könnte sich um das Fragment einer der vier Portalsäulen unter dem Giebeldreieck handeln. Eine glatte, polierte Granitsteinsäule lag nebenan, in die wie eine Intarsie ein steinernes Oval mit in schlanken kursiven Lettern gemeißeltem Namen eingelassen war: Corona Schröter, 1751 – 1808.

Da hatte ich eine stille Romantik entdeckt, der möglicherweise eine Inflation bevorstand. Hier würde die neuere Kulturgeschichte das Pathos einer großen Vergangenheit anbringen. Ich aber träumte, nicht weniger pathetisch, von einem Abenteuer auf unergründlichen Pfaden. Ich sah mich selbst als Helden eines altmodischen Liebesfilms an der Seite einer Frau, die ich zwar kannte, aber noch nie gesehen hatte. Hand in Hand tänzelten wir durch hohes Sommergras, das Ruinen alter Bauten überdeckte, die wir wie neugierige Kinder untersuchten, ohne uns für die Geschichte zu interessieren. Im Grunde aber waren sie nur Kulisse, denn einziger Inhalt des Filmes war die Liebe. Und die begann dann, heimlich und aus der Ferne, als wir uns tatsächlich einmal trafen. „Am Freitag und am Sonnabend werde ich auf der Grenze in Gubin sein um 14 bis 15 Uhr. Vielleicht werden wir uns wenigstens sehen (durch die Neiße). Kennst du das Morsealphabet?“

Im Sommer 80 schlossen sich hinter uns die Tore zu Polen. Wir hatten gerade zwei Wochen eines Urlaubs an der polnischen Ostsee hinter uns, als man uns nicht mehr in die Stadt Gdańsk hineinließ. Es werde dort gestreikt, hieß es von Militärangehörigen, welche die Straßen absperrten. So fuhren wir zurück in Richtung Westen. Und als wären wir es, die in das Land ein-

gefallen waren, wurden Stück für Stück die Straßen hinter uns verbarrikadiert, bis wir wieder zu Hause waren. Daß da nun etwas sehr Unheilvolles im Nachbarland vor sich ging, stand außer Zweifel. Daher mußte es seine Berechtigung haben, daß man die Bürger der DDR vorsichtshalber zu Hause behielt oder, wenn sie denn partout ins Ausland wollten, in die südöstlichen Partnerländer schickte.

Es wurden jedoch Ausnahmen gemacht vom Reiseverbot. Ich erinnere mich an einen Ausflug nach Gubin im Herbst des Jahres 86. Die Erweiterte Oberschule hatte einen Austausch mit dem Lyzeum der Nachbarstadt ins Leben gerufen. Wir, ihre Schüler, wurden zu nachmittäglichen oder abendlichen Veranstaltungen ausgetauscht. Einmal waren wir zu einer Disko geladen. Die polnischen Schüler schienen immer etwas fröhlicher und unbeschwerter als wir und tanzten von Anfang an unter dem Tarnnetz im Lyzeumsgebäude. Auch mir fehlte anfänglich der Mut, so daß meine Bewegungen später recht überschwenglich gerieten, als hätte sich da einiges in mir angestaut. Möglicherweise erlangte ich dadurch eine Popularität unter den amüsierten Gastgebern. Kurzum – vor der nächtlichen Heimreise zu Fuß scharten sie sich um uns EOS-Schüler. Wem ich in diesem Handgemenge das Zettelchen mit Namen und Adresse beschrieben hatte, wußte ich nicht. Ich sah allein in diesem Akt ein freiheitliches Zeichen und erwartete nichts.

Im Dezember des selben Jahres bekam ich einen bunten Brief mit selbst gebasteltem Umschlag. Darauf war ein Frauengesicht mit einer Augenklappe wie bei Piraten zu sehen. Am linken Flügel ihrer schlanken Nase trug sie ein Piercing. Ich riet nicht lange nach der Herkunft des Briefes, da auf der Marke groß „POLSKA“ stand. In dem Umschlag steckte eine bunte Ansichtskarte aus Gubin mit verschiedenen Bildern.

„Hej, wie geht's dir? Mir geht's sehr gut. Ich heiße Urs(z)ula und ich schreibe aus Polen.“ Das „z“ war eigerahmt, um mir eine deutsche Vorstellung des Namens zu geben. „Ich lerne in der Oberschule in Gubin und lerne ich Deutsch zweite Jahr. Jetzt wisse ich nicht worüber schreiben, denn das ist mein der erste Brief in der DDR. Womit interessierst du sich für...?“

Ich war hochofrenet über diesen Brief und zeigte ihn in meiner Familie herum. Noch am selben Tag schrieb ich zurück, ich weiß nicht was und wieviel. Aber die Tatsache, daß dieser Briefwechsel eine Basis hatte, die ich zurückverfolgen konnte, reizte mich. Vielleicht hatte sie mich an jenem Abend beobachtet und auserwählt, dann aber nicht gewagt, mich unmittelbar anzusprechen. Vielleicht bestand die Möglichkeit eines Treffens, sie mußte ja offensichtlich gut deutsch sprechen.

Erst im Januar des nächsten Jahres kam eine weitere Postkarte aus Gubin, mit nur einem kurzen Gruß und der Frage nach einer gewissen Rockveranstaltung in Berlin, von der sie im Radio gehört hätte. Meine Enttäuschung währte allerdings nur sechs Tage, bis ein ausführlicher Brief von Urszula folgte. 16 1/2 Jahre alt sei sie, interessiere sich für Bluesmusik, liebe Beethoven und wolle Psychologie studieren. Manchmal schreibe sie sogar Gedichte über das Schicksal, das Leben, den Tod und die Liebe, die sie leider vorläufig nicht übersetzen könne, aber ein kleines Fragment bot sie mir als Kostprobe: „Glück – das ist nicht nur, was das Schicksal gibt, sondern auch das, was sich nicht wegnehmen läßt“. Mit der Bitte um ein Gedicht von mir verabschiedete sie sich, um Entschuldigung der Fehler bittend.

Ein Briefwechsel dauerte immer ein, zwei oder mehrere Monate. Oftmals schrieb sie nur einen kurzen Gruß als Verortung: „Ich bin jetzt an der See“ oder „Jetzt bin ich in Kraków. Hier ist sehr schön, sehr...“. Einmal schrieb sie dann auf polnisch, wovon ich damals noch nichts verstand „pozdrawienia z Warszawy“. Ich will nicht behaupten, daß ich immer an sie dachte. Aber ich trug sie mit mir wie ein Souvenir, wo immer ich war und was immer ich machte. Manchmal erinnerte ich mich plötzlich ihrer Gedichte, die sie, wie ich glaube, oftmals extra für mich schrieb und übersetzte. Sie hatte mir ein Foto geschickt, auf dem sie, ganz und gar in Jeansstoff gekleidet, vor einem Hauseingang steht. Sie trägt eine Sonnenbrille, die sie mit dem Zeigefinger der in einen schwarzen Netzhandschuh gehüllten rechten Hand hält. Auf einem anderen Foto steht sie in der Gondel einer Schaukel und sieht dem Betrachter ernst in die Augen.

Somit hatte ich ein reales Bild von ihr in meinem Gedächtnis. Dennoch war sie mehr als eine Freundin des Alltags, die ich einfach hätte treffen können. Sie war die Unerreichbare, obwohl sie nur einige Kilometer von mir entfernt wohnte. Die Gelegenheiten, da ich an sie dachte, waren meist von Wehmut und Einsamkeit geprägt. Sie waren der Ruf nach einer stillen Hoffnung in der Ferne, die Sehnsucht nach einem Ausweg und die Gewißheit, daß es irgendwo eine Freundin gab, die mich verstehen würde. Unsere Freundschaft war voller Pathos und die Briefe eine Art Tagebuch, das wir uns gegenseitig schrieben. Auch sie war, mehr noch als ich, eine Idealistin und Romantikerin. Realität war genau das, womit wir nichts zu schaffen hatten, wenn wir aneinander dachten und uns an unseren unbekanntenen Orten Zeit füreinander nahmen und Briefe schrieben. Ein Bild, das sie mir schickte, zeigt eine Meeresbucht mit Klippen, gehüllt in nächtliches Dunkel, das warm von einem goldgelben und etwas zu hellen Mond durchbrochen ist. Der beiliegende Brief sprach vom Abend, der die Welt in anderes Licht rücke, und besang die Nacht, in der jedes Ding seine Farbe verliere, sich Träume erfüllten und Kerzenlicht in Sonnenstrahlen verwandelt werde, wohingegen mit dem Tag die Wirklichkeit zurückkehre.

„Ich habe tausend Gedanken im Kopf, aber weißt du, wie mir schwer alles dir überweisen. Schade, daß wir die Landsleute nicht sind. Ich bin neugierig, ob wir einst zusammen sprechen werden. Und ob wir verstehen sich werden.“

In meinem realen Leben, da gab es Prüfungen, Schulzeugnisse und ernstgemeinte Diskussionen mit Lehrern über meine langen Haare. Da probten wir die Subversion im Jungen Gemeindekreis der evangelischen Kirche und hörten heimlich Lieder von Biermann. Da reiste ich mit einem Freund nach Rumänien, wo wir gemeinsam mit seinem Onkel aus Westdeutschland dubiose Geschäfte machten. Und dann gab es auch die reale, die kleine „Große Liebe“, die die Erwachsenen „Liebeleien“ nannten.

Ula indes machte sich rar. Sie sandte Grüße und nur Grüße, wünschte mir Freude, Gesundheit und Erfolg zum Geburtstag, fragte nebenbei, ob ich das Leben liebe, malte Fratzen und schickte getrocknete Rosenblätter.

Die Zusammenarbeit unserer Schulen schien in Vergessenheit zu geraten. Ein einziges Mal noch besuchte ich im Rahmen eines Literaturkurses eine Deutschunterrichtsstunde im Lyzeum, aber meine Hoffnung, Urszula dort anzutreffen oder etwas von ihr zu erfahren, wurde enttäuscht.

Im Herbst 88 trat ich in die Nationale Volksarmee ein und verlor für lange Zeit all meine Gedanken. Ich freute mich über jeden Gruß, der von einer fernen Außenwelt durch den Stacheldraht der Kaserne drang. Trotzdem waren mir alle einstigen guten Freunde Fremde geworden, die sich Mühe gaben, sich aus ihrer, wie ich glaubte heilen Welt in meine Not zu versetzen. Urszula hatte ich fast vergessen. Die Vorstellung an die ohnehin Unbekannte paßte erst recht nicht in den uniformen Militäralltag, während dessen mir nur meine „Kameraden“ nahestanden. Ich hatte täglich Briefe an Verwandte, Bekannte und Freunde geschrieben, um mich aus dem Leben abzumelden. Ula reagierte verwundert. Seit wann ich denn dort wäre, „in der Armee“ und wann ich „in die Freiheit hinaus“ ginge? Sie selbst hatte ganz andere Sorgen, lernte für das Abitur und dachte an einen Studienplatz in Warschau. Wie so oft beklagte sie ihre zu geringen Deutschkenntnisse, denn sie wolle soviel schreiben. „Das ist schwer und traurig. Aber das ist nichts. Unsere Freundschaft ist wichtig“.

Ihr nächster Brief kam erst im Dezember 89. Inzwischen hatten sich Welten in Bewegung gesetzt, doch ihr lagen nur die Weihnachtsgrüße am Herzen. „Hier ist viel Schnee.“ Sie hatte jetzt eine Warschauer Adresse und studierte seit dem Herbst „Resozialisierung“. „Wenn der erste Stern erscheint, schmücken wir den Tannenbaum und warten auf den Nikolaus.“ Als ich tatsächlich in die Freiheit hinaus gegangen war, schrieb ich ihr sofort und sehr bald erhielt ich Antwort. Auf einer Karte neben dem Brief hatte sie ein Gedicht auf polnisch und deutsch geschrieben, welches die Gemütsverwirrung der Zeit beschreibt :

Die Vögel wissen nicht, was singen

Und ich weiß auch nicht.

Die Vögel wissen nicht, wie singen.

Und ich weiß auch nicht.

Die Vögel wissen nicht, ob schon die Zeit zum Abfliegen anbricht.

Sie wissen nicht, wohin fliegen.

Und ich weiß auch nicht...

Wie nebenbei hatte sich aber etwas für uns sehr zum Guten gewendet, das im Taumel Richtung Westen nahezu unterging: auch nach Polen wurde die Grenze wieder geöffnet. Urszula schrieb, sie würde an zwei bestimmten Tagen um die selbe Zeit an der Grenze auf mich warten, denn die DDR-Bürger durften nach Polen einreisen, die Polen hingegen brauchten bis ... noch ein nur schwer erhältliches Visum.

Jener Frühling war sehr warm. Ich muß offenbar viel Freizeit gehabt haben, denn fast jeden Tag passierte ich die Grenze und schlenderte planlos durch die sonnigen Straßen von Gubin. Alles auf dieser Seite schien vernachlässigter, einfacher und improvisiert, als wolle es geradezu darauf hinweisen, daß es sich hierbei, mehr denn je, um den Osten handelte. Die Wege waren verschmutzt, Fenster an den Stahlkiosken zugeklebt und aus grauen, kohleverstaubten Häusern sahen einfache Menschen. Am auffälligsten aber war der markante Geruch, der, sobald ich nur die polnische Seite erreicht hatte, in der Luft lag. Schwer zu beschreiben, worin er bestand und woraus er sich zusammensetzte. Vielleicht waren daran wesentlich Kohleabgase beteiligt, dazu hin und wieder ein leichter Benzingeruch, dann aber vermischt mit Erde, Kompost und Verwesung, hier und da wehten Küchendämpfe heran, leicht süßlich, und auch Bohnerwachs oder

Formalin, Teer und etwas wie Tierattem. Eigentlich aber waren diese möglichen Bestandteile derart miteinander vermischt, daß ein neuer, einzigartiger Geruch entstand, der gleichsam eine Komposition war. So unangenehm und ungesund diese Luft hier sein mochte, ich liebte sie um so mehr, je öfter ich herkam. Sie war mit dieser Stadt untrennbar verbunden und vermittelte mir ein Gefühl von Aufrichtigkeit.

Jedes Land hat ja seinen ureigenen Geruch, der es unmittelbar, ohne daß wir uns dessen bewußt wären, charakterisiert. Da uns ein ausreichendes Vokabular für diesen Sinn fehlt, können wir immer nur auf Ähnlichkeiten verweisen, sobald wir in die Verlegenheit kommen, ihn zu beschreiben. Es riecht so ähnlich wie Auto, Leder, Bratwurst, Seife, Kaffee, Desinfektionsmittel (was oft das Östliche ausmacht), oder so ähnlich wie Farbe, Wischlappen, ein bißchen wie Zeitung, oder Parfüm, manchmal wie verfaulte Äpfel oder Körperschweiß. Natürlich variieren diese Gerüche von Ort zu Ort und hängen selbstverständlich von der Infrastruktur ab. Gleichwohl kündigen sie von der Echtheit oder Eitelkeit eines Landes und seiner Bewohner. Mit der Zeit verändert sich der Geruch, wenn auch nur sehr langsam.

Oben auf dem Berg verblaßte die Gegenwart, als ich mich nachdenklich auf einen Stein setzte. „Warum schreibst du nicht?? Ich warte und warte und warte... Und nichts. Lebst du noch? Sage doch etwas!! Ich werde nicht in Gubin, zum „Frühling an der Neiße...“ Ein milder Wind bog die Grashalme, und die noch kahlen Zweige der Sträucher knarrten. Ich wollte, daß wir hier gemeinsam im Gras säßen wie im Süden, wie vor Jahrhunderten. ... Damals wurden die Weinberge von Obstbäumen und Blumenbeeten gesäumt, also konnte Gubens Umgebung im Frühjahr nicht nur im übertragenen Wortsinn blühend genannt werden, und die von den Hügeln herabströmende frische Luft war auch später, zumindest bis hin zu den Winzerfesten, von betäubenden Düften erfüllt, die so manchen Weitgereisten an heitere südliche Provinzen erinnern mochten...

Wir trafen uns und Ula hatte glänzendes langes Haar. Sie saß still auf einer Schaukel und sah mir mit einem sanften Lächeln entgegen. Dann erhob sie sich und reichte mir die Hand, die fein und schmal war. Später liefen wir Seite an Seite Wege entlang, die sie einschlug. Eine einmütige Stille herrschte zwischen uns, ab und zu sahen wir uns an und wechselten Blicke voller Zuneigung. Wir kamen uns kaum näher, als daß sich unsere Schultern manchmal wie versehentlich streiften.

Als ich erwachte, bemerkte ich das Historische des Steinklumpens, auf dem ich gesessen hatte. Vereinzelt lagen Bruchstücke gemauerter roter Ziegel, dort stand eine Säule, an der noch Reste von Sandsteinputz hafteten und schließlich ein haushohes Fundament aus demselben Material, hier also hatte der Bismarckturm gestanden. Daneben wuchsen einige Steine aus dem Gras, die Buchstaben darstellten: ein „B“, zwei Meter entfernt ein „A“ und ein dritter, zerstörter, in dem ich ein „K“ erkennen wollte.

So duftend und süß, wie die Winde auf den Hügeln wehten, waren unsere Sorgen unten seltener. Nein, wann immer wir in unseren Briefen die Welt liebten oder beweinten, war es ein Moment der Besinnung, jenseits vom kleinmütigen Alltag mit seinen faden Kompliziertheiten. Im heißen Sommer war die Neiße bis auf ein bloßes Rinnsal ausgetrocknet. Die Erdmassen zu beiden Seiten hatten tiefe Risse und erinnerten an einen verdörrten Wüstensee. Diesseits des

Grenzübergangs zog sich eine schier endlose Schlange kaufbereiter Menschen entlang. Vielleicht war Urszulas plötzliche Gleichgültigkeit sogar ein Groll, der einen politischen Beigeschmack hatte. „Ich weiß nicht, ob wir ab Januar ohne Visum nach Deutschland fahren können. Ich habe keine Zeit dafür. Ich habe jetzt viele meine Probleme und ich schreibe nicht. Wir kennen uns sehr wenig. Wir sind *przypadkowo* (zufällig) Freunde. Aber wir leben in verschiedene *œwiat* (Welt). Ich bin nicht oft zu Hause.“

Wird, solange die Welt besteht, der Deutsche je des Polen Bruder sein? Auch die Probleme des zufälligen Freundes hatten sich an einen anderen Ort verlagert, welcher der Welt seiner polnischen Schwester ähnlich oder fremd sein mochte, davon wußten wir Sonntagspathetiker wenig.

Nach einem knappen Jahr erlebte meine östliche Brieffreundin ein Coming-Out. „Welcome“, begann ihre Grußkarte aus „Amsterdam bij nacht“. „I’m very happy!“ Keinen Atem schien sie geholt zu haben, während sie in einer wirren Mischsprache die Freiheit des Westens anhimmelte. „Commtst du witch me nach Amsterdam in Future?? Please!“

Ich muß gestehen, daß ich über diese Wendung sehr froh war. Ich achtete Menschen, zumal aus „unserem sozialistischen Lager“, die sich der Welt, und das hieß dem Westen, zuwandten, und nicht die Echtheit und Ursprünglichkeit östlicher Kulturen beschworen, weil sie glaubten, Widerstand leisten zu müssen. Urszula aber schien geradezu willenlos ergeben, und am Rand der Karte schrieb sie ganz klein und in Klammern einen Satz, der mich sehr berührte: „Ich möchte nicht nach Polen zurück.“

Im nächsten Brief, den sie von der holländischen Küste schickte, lud sie mich auf den Campingplatz ein. Auf einer Skizze malte sie den Strand, „wiatrak“ (die Windmühle) und ihr Zelt („braun, kleinig“), wo ich sie innerhalb einer Woche besuchen könne. Ich habe sie nicht besucht. Ich weiß nicht, was um Gottes Willen mich davon abgehalten hat, und ich wollte keinen Augenblick gezögert haben, wenn ich heute diesen stürmischen Appell an unsere Freundschaft erhalten hätte.

Als sie wieder in Warschau war, lernte ich ihre größte Traurigkeit und Leere kennen. Um so mehr machte dieser Schmerz aus ihren Briefen ein Sehnen und aus mir den Menschen, den sie vermißte. „Ich bin in Warschau. Du bist in Berlin. I don’t know but I miss you. Wann treffen wir? Alles ist so schwer. Ich möchte dich sehen, sprechen, aber wie?“ Den Tag, da mich ihre Post erreichte, hatte sie vergessen: meinen Geburtstag.

„Viele Grüße!! Happy Christmas!!! 27.12.1991r. An die Grenze in Polen (Gubin) um 15 Uhr! Vielleicht treffen wir dort. Vielleicht. Urszula.“

Immer wieder nahmen wir Anlauf und scheiterten. Ula mußte vergeblich an der Grenze stehen, denn ich hatte ihre Karte zu spät erhalten. „Das ist zum Lachen! Also warten wir auf den Sommer, my friend?!“

Wir wechselten die Sprache. Ich hatte einen Polnischkurs an der Universität begonnen und opferte sehr viel Zeit für unsere wunderliche Liebe. Mehr und mehr aber verbesserten sich meine stundenlangen Übersetzungen. Ula schrieb ohne Umschweife auf polnisch und gratulierte mir

zu meinen Fortschritten: „Piszesz już bardzo dobrze po polsku!! Sam?? Sam t³umaczysz mój list ??“ [Du schreibst schon sehr gut Polnisch. Selbst? Übersetzt Du selbst meinen Brief?] Ja, ich übersetzte ihre Briefe selbst, hatte aber das Gefühl, meine Gedanken sehr einfach formulieren zu müssen. Wie schade, daß wir uns so lange nicht getroffen hätten, schrieb sie, denn es sei so viel zu sagen. In Wirklichkeit machten wir wenig Worte und hatten dabei das Gefühl, viel mehr zu sagen. Es ging uns immer um das Ganze, Menschen, Schicksale, Leben und Tod. Aber ging es auch um die Liebe, wie in ihren Gedichten? Mußten wir über uns schweigen, oder wußten wir im Stillen, daß, was uns zusammenhielt, zu wenig war, um konkret zu sein, und andererseits viel zu viel, um alltäglich zu werden. Bestimmte Dinge erwähnte sie in Nebensätzen, als wären sie nichtig. Wie spät erfuhr ich, daß sie seit langem einen Freund hatte, der anfänglich ein guter, dann ein „sehr guter Freund“ und eines Tages „ein gewisser Mensch“ war, den sie liebe, „bardzo kocham!“ [sehr liebe]. Nein, auch meine irdischen Bestrebungen – das passierte in einer anderen Welt und schien nicht zwischen uns zu passen.

Die irdische Frau, die sich diesmal mit mir verabredete, war heiteren Gemütes und nannte sich liebenswürdig „Urszulka“. So würdevoll war ihr liebes Gesicht, als ich es dann wirklich vor mir sah, und die Umarmung, an die wir dachten, lag in unserem Lachen, das all die innigen Briefe in einem Augenblick vereinte. Das Pathos unserer geschriebenen Worte steigerte sich zum bedächtigen Schweigen, als wir im Regen spazierten, über die Grenze und zurück. Wie Glasperlen rollten die Tropfen über unsere Gesichter, „na deszczu, mój przyjacielu!“ (im Regen mein Freund!).

Ich müßte sehr stark sein – „mein großer Idealist,– schrieb sie dann, und ich empfand die Worte, als hielte sie meinen Kopf in ihren Händen und mit einer gewissen Traurigkeit. Als wir uns noch einmal im Herbst verabredeten, da färbten sich schon die Blätter auf den Hügeln von Gubin. Ula arbeitete als Kellnerin im Restaurant am Rathaus. „Ich warte! Ich lade dich ein!! Wir werden uns treffen und uns verstehen!“ Sie hatte zwölf Tage angegeben. Als ich am zehnten Tag das Restaurant betrat, sah ich meine Freundin nicht. Ich setzte mich allein an einen Tisch und wartete. Eine junge Kellnerin kam auf mich zu und nahm meine Bestellung entgegen. Als ich in gebrochenem Polnisch einen Tee bestellte, fragte sie mich, ob ich Urszulas Freund sei. Und dann kniete sie sich zu mir an den Tisch und erklärte ihrerseits auf deutsch, Ula hätte kurzfristig zurück nach Warschau reisen müssen, denn ihr Freund hätte sich etwas gebrochen. Ob es sein Herz sei, fragte ich. Sie lachte und verneinte. Nein, das Bein. Dann brachte sie mir einen großen Eisbecher, der auf ihre, Violettas, Rechnung ging.

Urszula schrieb wieder zu Weihnachten und wünschte mir ein ruhiges Fest. Sie sei, schrieb sie in einem Satz und etwas rätselhaft, sehr in einen gewissen Menschen verliebt, welcher singe, spiele, Texte schreibe und sehr krank sei. „Wünsch mir Glück und schreib! Bitte! Ich warte!“ Die nächste Karte kam zu Weihnachten im Jahr drauf, gefolgt von einem langen Brief. Ich hatte nun doch Genaueres wissen wollen und dieses Mal nannte sie ihr reales Leben bei seinem Namen. „Du hast gefragt, wer das sei?“ Sie wohnten seit zwei Jahren zusammen und kannten sich seit sechs Jahren, Urszula und ihr Freund, der Sänger, „mein Mann“, schrieb sie. „Die einzig wahre Liebe??“ Sie beschrieb mir ihre Treue als eine moralische Pflicht, die ihr gleichwohl schwer gefallen sei durch all die Jahre. „Bis zum Tod? Mein Freund, es ist sehr mühevoll für die Seele, sich nicht wie in einen Sumpf darein fallen zu lassen, aus dem man sich nicht wieder befreien

kann.“ Oft fühlte sich ihre Seele einsam und sehnte sie sich nach etwas Unbekanntem. „Auch du mußt stark sein, mein Freund, denn deine Nostalgie hilft im Leben nicht weiter.“ Plötzlich war sie meine Lehrerin geworden und ich vor ihr ein schwaches Kind. Und endlich brach sie die still-schweigenden Regeln unserer Freundschaft, indem sie sich über das Pathos erhob. „Du hast einen sehr kurzen und sehr traurigen Brief geschrieben. Warum bist du so unglücklich? Erfreue dich des Lebens und deiner Jugend! Siehst du nicht die guten Seiten des Lebens? Nicht nur du hast Probleme. Warum schreibst du keinen längeren Brief ? Du hast so lange nicht geschrieben und ich weiß gar nicht, was du jetzt machst.“

Ich fühlte mich sehr verletzt durch ihren Ton und beschloss, vorerst nicht mehr zu antworten. Hatten wir nicht die einsame Seele und Traurigkeit für uns erfunden? Was wußte sie schon von meinem Leben und was würde sie verstehen von meiner Welt, die so himmelweit verschieden war von der ihren. Nein, keine Lüge war unsere Bekanntschaft, unsere vermeintliche Verwandtschaft des Geistes. Aber ein Spiel, dessen Voraussetzung darin bestand, einander verstehen zu wollen. („Das schreibe ich nur Dir, meine Freundin in der Ferne, denn nur Du kannst mich verstehen.“) Wußten wir nicht beide immer, daß dieses Verständnis auf dem Schweigen und dem Verzicht auf Wirklichkeit beruhte? Denn wieviel Wahrheit konnte zwischen Menschen sein, die miteinander empfanden im stillen Einvernehmen! Unsere Freundschaft der Dunkelheit wollte ich nicht in die Niederungen der Aufklärung des modernen Lebens führen.

Zu Weihnachten wünschte mir Urszula Liebe und Hoffnung. „Ich gedenke dein immerdar.“ Auf der nächsten Weihnachtskarte stand in großen Druckbuchstaben : „Brak mi Ciebie!“ (Ich vermissе Dich). „Die Stille zwischen uns ist sehr traurig. Ich möchte nicht den Kontakt zu dir verlieren. Bitte, schreib, wenn diese Adresse aktuell ist!“

Diese Freundschaft würde nicht enden, weil der Wille zur Liebe stärker ist als die Wirklichkeit des Lebens, so wie das Pathos unserer Geschichten sich über die Fakten der Geschichte erhebt, indem es sie zu unseren Erinnerungen macht. „Weißt du, daß wir uns schon fast zehn Jahre kennen? Eine schrecklich lange Zeit des Lebens. Ich bin wohl altmodisch und zu romantisch, aber ich glaube an die wahre Liebe und werde niemals untreu sein. Deshalb bist du auch mein aufrichtiger Freund. ... Nur sehr schade, daß die Menschen irgendwohin in die Welt auseinanderlaufen und jeder in seinem Heim sitzt. Es fehlt hier an Luft, an Grün, und überall sind einander fremde Menschen mit grauen müden Gesichtern. Ein Haus irgendwo bei Gubin ...! Ich verändere die Welt nicht und vielleicht schreibe ich etwas traurig, aber ich kann mich nicht mit jedem darüber unterhalten und ich weiß, daß du mich verstehst. Ich weiß einfach, daß du immer irgendwo dort in der Ferne bist, für mich, und mehr als andere verstehst.“

Wir schrieben uns wieder ein bis zwei Mal im Jahr, und unsere Briefe waren wie ein Andenken, voller Größe und Herzlichkeit. Manchmal überlas ich Sätze, die ich im einzelnen nicht verstand, denn das Ganze konnte ich kaum mißverstehen. Ula hatte inzwischen geheiratet, hatte Täler ihrer Liebe durchschritten und schrieb gar von ihrem „gefrorenen Herzen“. Sie wünschte mir viel Sonne und bedankte sich für meine Worte, für meine Freundschaft, „für all die Jahre, für die Wärme, für die Treue, für...“

Wir versicherten einander immer, daß wir uns gewiß wieder sehen würden eines Tages. Wir trafen uns nicht beim Europafest an der Neiße und wußten doch, daß man für uns eine Brücke geschlagen hatte. Als ich ins Ausland gezogen war, erreichte mich ein Brief von ihr, in dem eine Fotografie steckte. Darauf hielt Urszula in ihren Armen ein winziges Kind mit roten Wangen und geschlossenen Augen, das in ein weißes Tuch gehüllt war. „Hier ist meine Tochter drei Tage alt, aber ich habe im Herzen große Freude“. Von mir wünschte sie sich auch ein Foto, „vielleicht eins, von wo du jetzt wohnst?“

Eines Tages Anfang Sommer tänzelten zwei Menschen durch das hohe Gras auf der Neiße-Insel. Sie lag auf polnischem Gebiet, war von Gubiner Seite aus über eine alte Brücke zu erreichen und zeigte Reste eines ehemaligen Stadttheaters. Nun sollten zwei neue Brücken, eine von polnischer und eine von deutscher Seite, gebaut werden. Für diesen Festtag hatte man eine provisorische Pontonbrücke gebaut, wie man es 1997 schon einmal getan hatte, denn die Stadt sollte einen Titel bekommen, der anzeigte, daß sie nun vollends zu diesem Kontinent gehörte.

Als sich die beiden im Gedränge der Festbesucher zufällig begegneten, erkannten sie einander, lächelten vergnügt und gaben sich die Hand.